

Der Himmel lässt sich nicht betrügen... : ein chinesisches Märchen

Autor(en): **Carl, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **33 (1929-1930)**

Heft 13

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668454>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Himmel läßt sich nicht betrügen ...

Ein chinesisches Märchen, übersetzt und nacherzählt von Wilhelm Carl.

Anmerkung: Eine der interessantesten Gestalten am chinesischen Götterhimmel ist der Lee-gung oder Blitzgott. Seine in den Tempeln aufgestellte Lehmfigur zeigt anstelle des Hauptes ein Raubvogelgesicht und Vogelkrallen anstatt der Füße. In der einen Hand hält er einen spannenlangen Eisenstift, in der anderen einen Hammer. Man glaubt, daß er sein todbringendes Geschöß durch einen Schlag mit dem Hammer auf den Stift versendet. Der „Lee-gung“ ist der Scharfrichter des taoistischen Himmels. Es ist seine Aufgabe, all diejenigen Verbrecher aufzuzuchen und zu richten, die es verstanden, sich der irdischen Gerechtigkeit zu entziehen. Da er seine Aufträge der Reihe nach erledigen muß und seine Reisen viel Zeit erfordern, erscheint es verständlich, daß oft Jahre vergehen, bevor er einen Verurteilten erreicht und mit einem Donnerschlag zur Hölle befördert. Es soll sogar vorkommen, daß er sein Opfer nicht mehr unter den Lebenden findet. In diesem Fall wirft er seinen Donnerkeil noch auf das Grab und jedermann weiß dann, daß der Verstorbene ein schweres Verbrechen auf dem Gewissen hatte. — Doch lassen wir nunmehr die Chinesen selbst erzählen:

Vor vielen Jahren machte eine Räuberbande die Gegend um Hang-tschou (Provinz Tschee-fiang) unsicher. Lung-wang, der Hauptmann der Bande, hatte mit jedem seiner Leute mit Blut Bruderschaft getrunken und ihnen schwarze Drachen auf die Rücken tätowieren lassen. Diese „Bruderschaft vom schwarzen Drachen“ hielt sich viele Jahre in der Gegend, plünderte Städte und Dörfer aus und verwüstete den ganzen Landstrich. Endlich, im Jahre Dscheng-muo (1735), gelang es dem trefflichen Oberrichter Jan Guo-süan die Bande zu umstellen und nach schwerem Kampf zu vernichten. Nur der Hauptmann Lung-wang entkam dem Gemetzel und mordete weiter.

Viele Jahre später erschienen dem Lung-wang seine ehemaligen Kameraden im Traum und kündigten ihm an, daß auch er seine Strafe im kommenden Jahr, und zwar um die Zeit der Hundstage, erhalten werde. Als Lung-wang erschrocken fragte, ob es kein Mittel gebe, sich dem Beschluß des Himmels zu entziehen, antworteten seine Leute: „Dir kann niemand helfen, es sei denn, du eilst sogleich zur Pagode Pau-schu und meldest dich bei dem alten Bonzen (Taoistenpriester) Wen Liu-sing als Schüler. Nimmt er dich an, so vermag er dich auch zu retten.“

Als Lung-wang erwachte, verschenkte er seine Schätze an die Bettler und Armen und fragte sich dann zur Pagode Pau-schu durch. Er fand einen uralten Priester Gebete murmelnd in einem elenden Zelt neben der halb zerfallenen Pagode. Lung-wang warf sich vor dem Greis in den Staub, bekannte seine Sünden und bat, sein Schüler sein zu dürfen. Der Alte hob abwehrend die Hand und sagte: „Du bist nicht am rechten Ort. Bei mir vermagst du nichts zu ler-

nen. Ich bin weder ein Gelehrter noch ein Heiliger und liebe zudem die Einsamkeit. Geh, mein Sohn, und suche dir einen würdigeren Meister.“ Lung-wang bestürmte ihn aber solange mit Bitten und stand nicht eher auf, bis der Alte seine Zustimmung gab und ihn bleiben hieß. Er schnitt ihm das Haar ab, schickte ihn tagsüber auf Bettelfahrten oder ließ ihn Gebete rezitieren. Des Nachts mußte er die Trommel und das „Fischholz“ (eine Holztrommel in Gestalt eines Fisches) schlagen und „D-mi-to-fo“ (= O du Gebenedeuter im Lotos = Anrufungsformel Buddha's) singen. So verging der Winter, und der Frühling rückte ins Land.

Eines Tages, im Monat Juli, als die Hundstage begannen, und Lung-wang sich wieder einmal auf einer Bettelfahrt befand, fühlte er sich ganz außerordentlich müde. Er setzte sich im Schatten eines Dorftempels nieder und schlief sogleich ein. Da erschienen ihm seine ehemaligen Kameraden abermals im Traum und riefen ihm zu: „Auf, Hauptmann! Eile heim und verbirg dich im Zelt deines Lehrers! Der Blitzgott ist auf dem Wege hierher, um dich zu zerschmettern. Rasch, rasch, sonst erreichst du die schützende Pagode nicht mehr!“

Lung-wang fuhr empor, raffte seinen Bettelsack auf und lief um sein Leben. Im Westen schoben sich finstere Wolken zusammen, saufend fuhr der Wind durch das Röhricht zu beiden Seiten des schmalen Fußweges, und in der Ferne grollte der Donner. Als die ersten Regentropfen klatschend niederschlugen, erreichte Lung-wang das Zelt des Alten, warf sich vor ihm nieder und schrie: „Hilf, großer Meister, der Blitzgott ist hinter mir her!“ Mit fliegendem Atem erzählte er ihm sein Traumgesicht, während das Gewitter näher und näher rückte. „Knie nieder, mein Sohn, verbirg dein Gesicht in meinem Schoß und bete, bete! Der Herr der Winde und der Wolken wird von dir lassen müssen, denn zugleich mit dir erschläge er mich.“ Im nächsten Augenblick brach das Wetter mit Macht herein. Dumpf grollte der Donner, und bereits von weit her züngelten die Blitze nach dem Zelt. Wenige Minuten später stand der wütende Gott über den beiden und jagte seine Blitze Schlag auf Schlag rings um das Zelt in die Erde und in die Bäume. Krachend schlugen schwere Äste hernieder und Schäfte splitterten. Lung-wang zitterte wie das Weidenblatt im

Frühlingswind und schrie seine Gebete dem Alten in den Schoß. Da schlugen sieben, acht Blitze zugleich in das Zelt, und ein Donner Schlag folgte, der den Alten fast betäubte. Fester noch umschloß er seinen Schüler und machtlos blieb das Feuer des Himmels. Grollend zog der Lee-gung seine Straße weiter, der Sturm legte sich, und hinter der Pagode kam der sanfte Mond hervor. Da erhob sich der Alte, zog seinen mehr tot als lebendigen Schüler empor und sagte: „Stehe auf, mein Sohn, die Gefahr ist vorüber. Von jetzt ab hast du nichts mehr zu befürchten. Geh' und hole mir

einen Trunk Wasser.“ Tung-wang taumelte, noch ganz benommen und fast taub, aus dem Zelt, um den Wasserkrug zu füllen. Da erschallte noch ein einzelner, entsetzlicher Donnerschlag, und als der Alte aufsprang und vor das Zelt eilte, lag Tung-wang tot auf den Pflastersteinen. Sein Kleid war zerfetzt, und auf seinem Rücken standen schwarz eingebraunt die Worte: Der Himmel läßt sich nicht betrügen, noch seine Opfer rauben.

Also zu lesen im Chin. Buch Sin-tsi-tsiä,
4. Kapitel.

Der Tiger von Schautscheng.

Aus dem Chinesischen übersetzt und nacherzählt von Wilhelm Carl.

Vor der Mauer von Schautscheng lebte einst eine alte Frau mit ihrem Sohne. Beide waren sehr arm, und außer der alten Schilfhütte mit zugehörigem Hof nannten sie nichts ihr eigen. Der Sohn sammelte Holz im nahe gelegenen Walde und für den dafür erzielten Erlös ernährten sich beide kümmerlich genug. Eines Tages kehrte der Sohn nicht aus dem Wald zurück, und die besorgte Mutter sandte am anderen Morgen gutmütige Nachbarn aus und ließ nach ihm suchen. Die Nachbarn fanden bald ein Bündel blutige und zerfetzte Kleider. Art und Stricke lagen nicht weit davon. Es war den Leuten sofort klar, daß ein Tiger den Holzsammler aufgefressen hatte, und sie sagten dies der Mutter. Die Mutter war untröstlich, hatte sie doch niemanden mehr, der für sie sorgte, und weinend humpelte sie, auf ihren Stock gestützt, zum Mandarin in die Stadt, der ja Vater und Mutter für das Volk sein soll, um von ihm Gerechtigkeit zu fordern.

Als sie das Amtsgebäude des Mandarins erreicht hatte, warf sie sich vor der großen Gerichtshalle in die Knie, weinte und schrie: „Ich verlange gerechtes Gericht!“ Der Mandarin wurde bald aufmerksam, ließ die Frau durch zwei Büttel hereinführen und fragte nach ihrem Begehr. Das Weiblein berichtete die grausame Ermordung ihres Sohnes und verlangte Bestrafung des Tigers. Der Mandarin wunderte sich über diese Zumutung und fragte, wie sie sich die Erledigung dieser Angelegenheit denke, und ob er die Gesetze des Kaisers auch auf die Tiere des Waldes anwenden solle. Die alte Frau überhörte diese Frage gänzlich und weinte und jammerte fort. Der Mandarin war im Grunde ein gutmütiger Mensch und, mehr um sie zu be-

ruhigen, sagte er: „Gehe nur wieder heim, altes Haupt, und warte, bis ich dich wieder rufen lasse. Inzwischen werde ich versuchen, deine Angelegenheit zu deiner Zufriedenheit zu regeln.“ Zu seinen Amtsdienern gewendet, fuhr er fort: „Nun, wer von Euch will den Tiger festnehmen?“ In diesem Augenblick betrat ein weiterer Amtsdienere mit Namen Linong die Gerichtshalle. Er war stark angetrunken, und da er nur etwas von „festnehmen“ gehört hatte, rief er laut: „Ich, Linong, will ihn verhaften.“ Der Mandarin schmunzelte, schrieb sofort den Haftbefehl aus und überreichte ihn dem wartenden Linong.

Am andern Morgen hatte Linong seinen Rausch ausgeschlafen und ersah nun aus dem Haftbefehl, wen er festnehmen sollte. Er „aß einen großen Schrecken“, wie der Chineser sagt, und rannte spornstreichs zum Mandarin und bat weinend um Rücknahme des Befehls. Der Mandarin jedoch war froh, einen Dummen gefunden zu haben, ließ sich nicht erweichen und wiederholte streng seinen Auftrag. Auf seine Bitten gestattete er Linong, sich Jäger mitzunehmen, um den Tiger tot oder lebendig einzuliefern.

Vier Monate suchte Linong mit seinen Jägern vergeblich nach einem Tiger, und sie hatten auch noch keine Spur gefunden, als der Mandarin sie zurückholen ließ. Er fragte Linong, ob er den Tiger schon festgenommen habe, und als Linong verneinte und weinend um Verlängerung der Frist bat, bewilligte er zwar diese, ließ ihm aber gleichzeitig zwanzig schwere Hiebe aufs Sitzfleisch zählen, damit, wie er sich ausdrückte, sein Eifer nicht erlahme. Er gab ihm auf, sich nach vier Wochen wieder zu melden und